

Aus schweizerischer Dichtung : Gedichte von Emil Bürgi

Autor(en): **Sch., F.O.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 9

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus Schweizerischer Dichtung.



Gedichte von Emil Bürgi.



In seinem Essay „Haller und die Vielseitigkeit“ hat der Berner Pharmakologieprofessor Emil Bürgi in unserer Hallernummer auf die geistige Universalität nicht nur des großen schweizerischen Gelehrten, sondern auch vieler anderer bedeutender Repräsentanten aller Wissensgebiete hingewiesen. Nun sehen wir aus seinen soeben bei F. G. Cotta in Stuttgart erschienenen Gedichten, daß er selbst zu diesen „Vielseitigen“ gehört, die nicht nur in ihrem Spezialfach, sondern auch in andern Gebieten Hervorragendes leisten. Um gleich in media res zu gehen: dieses Gedichtbuch zählt im größten Teil seines Inhalts zum bedeutendsten, was im letzten Jahrzehnt an lyrischen Schöpfungen erschienen ist und stellt seinen Verfasser mit einem Schlage in die erste Reihe der zeitgenössischen Poeten.

Die Merkmale des echten Lyrikers sind in diesem Buch fast auf jeder Seite zu konstatieren: eine ungemein starke Phantasiestärke, tiefstes Empfinden, aus innerstem Erleben herausgeborener Ausdruck der seelischen Vorgänge, große Anschaulichkeit der Sprache, unablässige Verdichtung alles dessen, was die Gefühls- und Vorstellungswelt bewegt bis zur lyrischen Kristallisation. Dazu die künstlerische Selbstzucht, die sich nicht mit Füllworten und oberflächlich hingeworfenen Phrasen begnügt, sondern in heißem Ringen mit dem spröden Stoff diesem Zeile für Zeile, Wort für Wort abtrokt. Freilich kommt dabei nicht immer heraus, was Formgigerl und Wortakrobaten schön finden. Viele Wendungen und Ausdrücke scheinen etwas Hartes, Unvollkommenes, Prosaisches an sich zu haben, aber nur für die, die gewöhnt sind, sich an schönen Worten und glatten Phrasen zu berauschen, die das Gefäß über den Inhalt, den Leib über die Seele stellen. Emil Bürgi hat wohl erkannt, daß auch höchste Vollendung der äußern Form sich nicht über den innern Gehalt stellen läßt, daß diese, auf sich selbst gestellt, Künstelei ist, nicht Kunst, solange uns nicht daraus der Atemzug einer lebendigen Seele anweht, solange ihr nicht eine bedeutende Persönlichkeit ihren Stempel aufdrückt. Für ein Gefühl, eine Stimmung die richtige Form, den kongenialen Ausdruck zu finden, gehört ja gerade in der Lyrik zum Schwierigsten und Wichtigsten, hat aber mit den Wortspielereien und Sprachkünsteleien vieler moderner Poeten so gut wie nichts zu tun.

Daß es Emil Bürgi fast durchwegs gelingt, diesen Ausdruck zu finden, mag als ein neuer Beweis für sein großes Talent angesehen werden.

Ein starker, meist dunkel gefärbter philosophischer Einschlag ist in vorliegenden Gedichten unverkennbar. Aber diese Philosophie ist nicht die abstrakte, gedankliche Spekulation eines gelehrten Mannes, nicht die blutleere, nüchterne Reflexion eines Grüblers und Spintifizierers, wie sie sich nur zu oft in der sogenannten Reflexionslyrik breit macht. Bei Bürgi setzt sie sich in unmittelbares Erleben um, wird sie zu jenem höchsten dichterischen Schauen und Ahnen, das bis zur Weltwurzel hinabsteigt und unser Sein in seinem tiefsten Grunde erschüttert, weil hier an Fragen gerührt wird, die so alt wie die Menschheit selber und so eng mit unserem Wesen verknüpft sind, daß sie zu dessen ewigem Abbild und Widerschein werden. In ihnen lebt jenes Urgrundquellende und Unendliche, das bis an die letzten Grenzen des Daseins geht, wo der prüfende Finger kaum mehr anzupochen wagt, das sehrende Auge die Schleier nicht mehr zu durchdringen vermag, die unser ans Zeitliche und Vergehende gefesseltes Leben von dem Zeitlosen und Ewigen trennen und dem Ruf keine Antwort mehr wird für die unbegreifliche und schmerzliche Zwiespältigkeit unseres Seins, dem immer wiederkehrenden Wie? und Warum? Eine Poesie, die aus dieser Quelle der Urgefühle und Urgedanken stammt, ist ewig, weil sie ist. Die Größten haben aus ihr geschöpft.

Noch ein charakteristisches Merkmal dürfen wir bei der Beurteilung dieser Lyrik nicht vergessen: der ungemein starke Ausdruck von Persönlichkeit, das unerschütterliche auf sich selbst Beharren, das darin zum Ausdruck kommt. Von Anklängen an andere Poeten ist selbst in den Jugendgedichten kaum etwas zu finden. Alles steht eigenwillig und selbständig da, jede Zeile sagt: Seht, so bin ich, so fühle ich und so sage ich, was und wie ich fühle. In dieser starken und selbständigen Persönlichkeit Emil Bürgis wurzelt denn auch sein überall zum Ausdruck kommender Haß gegen alles Niedrige und Gemeine, seine glühende Verachtung der Pöbelinstinkte und der sogenannten öffentlichen Meinung, die heute durch den Rot schleift, was sie gestern noch angebetet hat. Und man fühlt: ein Einsamer steht da, auf sein Schwert gestützt, auf kalter, stiller Höhe und schaut sehnsüchtig und schwermütig nach Osten, wo ein schwacher, roter Schein vielleicht den Anbruch einer besseren Zeit kündigt, sehnsüchtig und schwermütig, weil er weiß, daß er doch wieder hinunter muß in den gärenden und brodelnden Kessel des Alltags mit seinen jämmerlichen Kleinigkeiten, Erbärmlichkeiten und Eitelkeiten, mit dem versteckten Haß des großen Haufens gegen alles Bedeutende und Große und seiner Feindschaft gegen jede eigenwillige und stark entwickelte Persönlichkeit, die nicht in seine abgegriffene Schablone hineinpassen

will. Einer vom Stamme der Hutten, Luther, Lessing, Bismarck, Böcklin u. a. spricht aus vielen von diesen Gedichten, deren Lektüre für jeden selbständig denkenden Menschen ein großer Genuß ist.

Alle diese Vorzüge stempeln in ihrer Gesamtheit das vorliegende Buch zu einer hochbedeutenden Publikation, von der man ruhig behaupten kann, daß sie einen der wenigen Gipfel in der Iyrischen Produktion der letzten Jahre bildet. Die nachstehenden Proben mögen für das hier allgemein Ausgesprochene im einzelnen Zeugnis ablegen.

F. D. Sch.

Das Menschenschiff.

Durch die schwarze, zischende Flut
Fahren die Kühnen mit Weib und Kind
Nach einem gottverheißenen Gut,
Weit — wo die goldenen Inseln sind —
Etwas lacht in den saufenden Wind.

Tausend Jahre segeln sie schon,
Länger als je ein Mensch gedacht,
— Auf den Vater folgte der Sohn —
Führerlos durch die graue Nacht,
Und kein Stern ihre Reise bewacht.

Woher sie kommen, sie wissen es nicht,
Gar zu lange schon ist es her. —
Einige lachen mit freulem Gesicht,
Andere starren verzweifelt ins Meer,
Gleichgültig stehen die meisten umher.

Manchem Kompaß folgten sie nach,
Den ein Weiser als Rettung bot;
Well' um Welle am Schiff zerbrach;
Keiner führte hinaus aus der Not,
Wo nur die Fahrt gewiß und der Tod.

Eines Riesen schwarze Gestalt
Hinten am Steuer das Fahrzeug lenkt. —
Er hat über alle Gewalt,
Doch wer ihn sieht, der schaudert und denkt:
„Tief hat die Nacht ihre Schatten gesenkt.“

Durch die träge, schwankende Flut
Fahren sie weiter mit Weib und Kind
Nach einem fernen, fraglichen Gut,
Dort, wo die goldenen Inseln sind.
— Und der Teufel lacht in den Wind.

Gedankenqual.

Gedachte Taten, die nie ich vollbracht,
Umschweben gespenstig mich Tag und Nacht
Gleich Seelen von totgeborenen Kindern.
Sie klagen: „Du willst uns am Leben hindern;

Du hast uns den Schatten des Seins gegeben!
 Du mußt uns vollbringen! — Wir wollen leben!“
 Es drängen die guten: „Du mußt dich beeilen!
 Du schlugst eine Wunde. — Noch kannst du sie heilen.
 Noch heute . . . noch morgen . . . Dann schlingt uns die Zeit;
 Wir lauern auf dich in der Ewigkeit
 Und werden mit Fingern auf dich zeigen.
 Dort können wir reden, hier müssen wir schweigen.“
 Mich quälen die guten, doch mehr noch die bösen:
 Im Handeln liegt immer ein Erlösen.
 Mir raunen die schlimmen Wünsche ins Ohr:
 „Wen willst du betrügen, du zaudernder Tor?
 Aus Feigheit nur hast du uns nicht begangen.
 Zur Strafe halten wir fest dich gefangen.
 Mut, Rachsucht, Gewalttat, verbotene Lust
 Wohnen unbefriedigt in deiner Brust.
 Wie lange noch willst du willenlos schwanken,
 Ein Sklave der eigenen bösen Gedanken?
 Befreie sie und dich! — Sei groß! —
 Begangene Sünden nur wird man los.
 Du mußt uns vollbringen — wir werden nicht ruhn —
 Du dachtest das Böse — du mußt es tun!“

Die Runenschrift.

Viele Jahre in jeder Sternennacht
 Sah ich auf zu dem Flammengewimmel,
 Zu der Schrift, die ein furchtbarer Gott sich erdacht:
 Er entrollte sie weit und zog sie sacht
 Durch den Himmel.

Den Feuerzeichen im Weltall herum
 Folgt' ich, bis sie morgens verschwanden,
 Und die Erde ging und die Zeit ging um,
 Und den Sinn der Runen hab' ich darum
 Doch nicht verstanden.

Jetzt wend' ich mich ab — durch das dürre Feld
 Nach Kämpfen und Festen zu reisen,
 Den Wunsch nur noch auf das Nächste gestellt,
 Und ich lasse die trügende Schrift jener Welt
 Um mich kreisen. —

Der Kämpfer.

Zum Kampfe reit' ich grad und stolz, ein Ritter
 Gesendet von der Wahrheit hohem Gral.
 Ich schaffe mir und andern Zorn und Qual,
 Mein Arm ist hart und meine Rede bitter. —

Feinde?! Fürwahr! Feinde die gute Zahl!
Pferdegestampf und Staub und Lanzensplitter!
Das nackte Schwert zehaut der Lüge Flitter,
Das Recht gab Kraft zu siegen meinem Stahl.

Doch nach der Fehde muß allein ich reiten. —
Mein scharfes Lun hat alle Welt verdammt,
Und keine Freude bringt es mir zu streiten.

Abshütteln möcht' ich das verhaßte Amt,
Ein friedereiches Glück mir zu bereiten! — — —
Dort naht ein Schurke! — Meine Wange flammt. —

Die Verlorene.

In einen Garten schaut' ich jüngst hinein
Voll weißer Blüten und voll Sonnenschein.
Mir war, als schlief in ihm mein totes Glück,
Es zog mich an und stieß mich hart zurück.
Auf einmal sah ich dich, die ich verlor —
Im fargen Leben ein verträumter Tor.
Da standest du, so schön und stolz du bist,
Im Garten, der für mich verschlossen ist.

Die Psyche.

Meine Seele ist rauh, meine Hände sind hart,
Sie können nur noch verwunden.
O, daß ich so spät auf meiner Fahrt
Dich gefunden.

Deine zarte Seele gab mir so viel. —
Was sie wünscht, ich möcht' es ihr geben.
Sie liebt wie ein Falter in sorglosem Spiel
Vor mir zu schweben.

Mich lockt ihr leuchtendes Farbensgewand,
Ihrer Sehnsucht verschwiegenes Werben.
Doch wenn ich sie fasse mit der Hand,
Muß sie verderben.

Uberglauben.

Sage nicht, daß du glücklich bist,
Oder sag es nur leis mir ins Ohr.
Eine graue Fledermaus über uns ist,
Die erlauert mit List,
Was dein Mündchen im Plaudern verlor.

Heimlich hat sie sich herangemacht,
Leicht schon einmal deine Wange gestreift,
Immer noch dunkler wird die Nacht —
Liebes Herz, gib acht,
Daß sie dein Glück nicht ergreift!

Meermärchen.

Millionen Lichter funkelten hell
Auf den Wogenkämmen im brausenden Meer.
Wir schauten vom Strand in das Flammengewell,
Die Augenlider wurden mir schwer
Ob dem wogenden Leuchten im endlosen Meer.

— Ein Drache schüttelt das Mähnenhaupt,
Schwarz schoß er empor aus dem schäumenden Meer.
Ich locke ihn leise . . . Er brüllt und schnaubt,
Mit lärmenden Schlägen rudert er her
Und trägt uns hinaus in das leuchtende Meer.

Deinem Vater, dem König, hab' ich dich geraubt.
An sein steiles Felsenloß brandet das Meer,
Sein Wikingerschiff mit dem Drachenhaupt
Kämpft hinter uns . . . wir entinnen nicht mehr —
Keuchend durchkämpft es das tobende Meer. —

Von feindlichen Schiffen sind wir umringt,
Ihre Drachenköpfe grinsen ins Meer.
Dein Vater, der König! — dort steht er! — er schwingt
Und schleudert nach uns den dreizackigen Speer.
Hilf, Himmel! das ist ja der Gott vom Meer! —

Der Drache duckt sich . . . der Drache — lacht!
Tief taucht er hinab in das gurgelnde Meer —
— Wir sitzen am Strand — ich bin jählings erwacht,
Die funkelnde Fläche vor uns ist leer — — —
Etwas Schwarzes verliert sich im wogenden Meer.

Der Freund.

Die zahllosen Blumen, was flammen sie so?
Der ganze Garten brennt lichterloh.
Wie lange wohl mag ich schon warten
Hier vor dem verschlossenen Garten?

Da drinnen kann ich die zwei Liebenden sehn,
Durch ein Feuer von Farben und Düften sie gehn,
Das heiß aus den tausend zarten
Blüten strömt in dem Garten.

Ich liebe sie auch, doch sie achten es kaum,
Sie haben in ihrem Blumentraum
Vergessen, daß andre noch warten
Auf sie vor dem flammenden Garten.

Liebe und Leben.

Grauer Olbaum deckt die Felsenhänge,
Rosen wuchern durch die Laubengänge. — —
Laß uns nach so vielen irren Fahrten
Friedlich treten in den stillen Garten. —

Hinter diesen dichten Blütenhecken
Wollen wir uns vor der Welt verstecken,
Nur an unsre Liebe will ich denken,
Deiner Anmut alle Lieder schenken. —

Aber durch des Blattwerks schmale Ritzen
Seh' ich kühner Schiffer Segel bliken,
Die nach Schätzen und nach Abenteuern
Durch die Todesflut gelassen steuern.

Oben dehnt sich blau des Himmels Breite,
Nimmt mich aus der Enge in die Weite.
Ferner Wünsche Wolken seh' ich schwimmen,
In der Sonne sie wie Silber glimmen.

Schließ' ich fest die Augen, die mich stören,
Muß ich doch des Meeres Kampftruf hören
Und der alten Felsen dumpfe Klage
Von des Daseins stetem Wogenschlage. —

Zögernd — will ich doch die Schritte machen:
Von der Klippe in den Todesrachen
Möcht' ich fühlen Mutes niederschauen,
Lust zu schöpfen aus besiegtem Grauen.

Dann mit einem Blick das Meer umgreifen,
Mit den Schiffen fast die Welt durchstreifen,
Und dorthin, wo alle Wogen enden,
Meiner Sehnsucht Silbermöwen senden.

Plötzlich fühl' ich leise mich umfassen,
Suchend bist du still mir nachgegangen.
Und dem weiten, tiefen, argen Leben
Sind wir machtlos wieder hingegeben.

Unsterblichkeit.

Die dunkle Erde dich schon lange deckt —
Du hast dich vor der bösen Welt versteckt.

Ich weiß, daß ich dich niemals wiederseh'!
Doch wenn ich nachts an deinem Grabe steh',

Fühl' ich, wie sich dein totes Wesen regt
Und meine starre Seele tief bewegt. — —

So wie der Mond, den ein Gewölk verhüllt,
Die Nacht mit mattem Dämmerlicht erfüllt.

Der Rosenstrauch.

Es kam die Nacht, die alles zwingt:
Du bist allein, so ganz allein —
In deine tiefe Kammer dringt
Kein Frühlingshauch, kein Sonnenschein.

Und niemals mehr erklingt ein Wort
Von deiner Stimme hold belebt:
Dein Sein ist ein verwunschener Hort,
Den keine Menschenhand mehr hebt.

Der Rosenstrauch am Grabe nur
Brennt Jahr für Jahr in roter Pracht,
Als wäre deines Wesens Spur
In seinen Blumen neuerwacht.

Sie blühen auf deinem stillen Haus
In sonnenwarmer Frühlingsluft
Und hauchen deine Seele aus
Mit ihrem träumerischen Duft.



Conrad Ferdinand Meyer in Gottfried Kellers Briefwechsel mit Theodor Storm.

Von Dr. M. Dolder.

Wir alle wissen, was die deutsche Literatur dem Zusammenwirken Goethes und Schillers zu verdanken hat. Beide haben sie sich stark beeinflusst und zu neuem Schaffen angeregt. Goethe sagt selbst, daß er ohne die Aufforderung Schillers sich kaum zu einer neuen Bearbeitung des „Faust“ entschlossen hätte; Schiller wiederum hat den Ratschlägen Goethes bei Ausführung seiner Dramen nicht wenig zu verdanken. Sie ergänzten sich gegenseitig, wie auch aus dem Briefwechsel zwischen den beiden hervorgeht.

Dieser Briefwechsel steht in der Tat einzig da in der gesamten Weltliteratur — ein bleibendes Denkmal der geistigen und sittlichen Größe der beiden Dichtersfürsten. War es nur persönliche Sympathie, die Goethe und Schiller zusammenführte? Nein, es waren vor allem die höheren geistigen Interessen, die sie miteinander verbanden, in dem Maße, daß schließlich keiner den andern mehr entbehren konnte und wollte.

Die Literatur des 19. Jahrhunderts ist nicht reich an solchen Beispielen, am wenigsten vielleicht unsere freilich noch junge deutschschweizerische Literatur. Wie war es nur möglich, daß jahrelang die